



Bibellesestafel für die Woche. S. Matth. 22, 34—46. 1. Kor. 1, 4—9. M. 1. Sam. 3. 1. Tim. 2. D. 1. Sam. 4, 1—18. 1. Tim. 3. M. 1. Sam. 5. 1. Tim. 4. D. 1. Sam. 7, 3—13. 1. Tim. 5, 17—25. F. 1. Sam. 8. 1. Tim. 6, 1—11. S. 1. Sam. 9, 1—17. Psalm 143.

18. Sonntag nach Trinitatis.

Liebet eure Feinde. Matth. 5, 44.

Dieses Jesus-Wort ist vielen immerdar eigentümlich erschienen, und jeder, der es zu erfüllen versuchte, hat einsehen gelernt, daß es ungeheuer schwer ist, dies Gebot in die Tat umzusetzen, oder auch er versiel auf ganz falsche Wege, ward unwahr gegen sich selbst und seine Mitmenschen. Es scheint aber überhaupt, als ob es in der Welt nur recht selten befolgt worden sei. Ja, liebevoll und barmherzig sein gegen Arme und Elende, gegen Leute, die sich selbst nicht mehr helfen können, die nur noch Gegenstände der helfenden Fürsorge ihrer Mitmenschen sind, lieben unsere Verwandten und Befreundeten, lieben auch Völker in fernen Landen, von denen etwa uns die Missionare berichten, das tut man wohl gern. Aber neben aller derartigen Liebe, sie mag oft ganz ehrlich gemeint sein und nicht nur in Worten, sondern auch in Taten bestehen, geht die Anschauung her, die Jesus einmal in die Worte gefaßt: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist Auge um Auge, Zahn um Zahn“ — oder alltäglicher gesprochen: Kampf dem, der angreift. Dies letztere ist doch sonnenklar die Lösung unserer Zeit, oder ist irgend jemand, der meint, wir hätten ruhig abwarten sollen, bis die Feinde ringsum über uns hergefallen wären, oder gar die Waffen strecken und den Gegnern zu Willen sein? Will Gott von uns, daß wir uns sollen aufgeben? Nein und tausendmal nein!

Blickt in seine Schöpfung! Das Wort von Naturforschern und Weltweisen vom „Kampfe ums Dasein“ sieht der aufmerksame Beobachter allenthalben, bei Pflanzen und Tieren, betätigt. Alles hat er auf Kampf angelegt: was Kräfte hat oder Gaben und des Willens ist, zu kämpfen, das behauptet sich und macht Fortschritte, was aber dem Kampfe aus dem Wege geht, tritt in den Hintergrund oder wird vernichtet. So ist's auch unter den einzelnen Menschen und den großen Menschengruppen, den Völkern. Auch hier muß Kampf sein, sei es der äußerlich friedliche Wettstreit, sei es selbst, daß Schwerter und Kanonen mitwirken. Wollten die Völker tatenlose Geduld üben, so würde eben keine Weltgeschichte mehr sein, es würde nichts mehr geschehen, es gäbe keine Entwicklung mehr, alle Kultur hörte auf. Es bleibt dabei: aller wahrer Fortschritt muß erkämpft werden, und Kämpfe gibt es nicht, ohne daß es Gegner, Feinde gäbe.

Was soll nun also Jesu Mahnung zur Feindesliebe? Lernen wir bei ihm selbst, wie er sie verstanden haben will. Er, der von sich selbst sagt: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig“, hat auch Feinde gehabt in großer Zahl, und er hat mit ihnen gekämpft. Er hat Wirksamkeit hindurch, er hat die Welt nicht ihren Lauf gelassen und alles schön und gut geheißt. Er ist auch nicht „um des lieben Friedens willen“ den Gegnern, Pharisäern oder Priestern, oder wer es war, aus dem Wege gegangen. Er hätte es vielleicht gekonnt, sie hätten ihn vermutlich in Ruhe gelassen, wenn er sie hätte gewähren lassen. Aber er hielt es für seine Pflicht, für einen Dienst Gottes, sie anzugreifen. Lest nur in seinen Gleichnissen, in seinen Wehe-Reden, mit welch harten Worten er sie angreift, ja auch das Volk warnt er vor ihnen, vor ihrer falschen Gerechtigkeit. Und doch sagt er: „Liebet eure Feinde“.

Also du mußt kämpfen, du darfst, ja du sollst. Du wirst ja auch bei allem guten Willen allenthalben auf Menschen stoßen, die dir entgegentreten. Es ist unvermeidlich in der Welt, daß du Feinde hast, es ist unumgänglich, daß du kämpfst, wenn du etwas leisten willst, aber der Kampf muß gehen um die Sache, und um eine gute Sache. Auf die eigene Person darf es dabei nicht ankommen, persönliche Dinge müssen ausscheiden. Gedanken etwa des Hasses oder der Rachsucht gegenüber dem Gegner, mag er dir persönlich wehe getan haben, müssen gänzlich ausgeschaltet werden als niedrig und gemein. Der Kampf muß gehen um die Wahrheit gegen Lüge und Heuchelei, um Wohlfahrt gegen Ausbeutung. Aber nicht persönliche Feindschaften sollst du haben, sondern um die Sache, die gute und gerechte, sei es dir zu tun.

Das schließt noch ein weiteres in sich „Liebet eure Feinde“ heißt: übe Selbstzucht, daß du dich durch die Größe und Hitze des Kampfes nicht lässest hinreißen, sondern daß du innerlich genug Ruhe bewahrest, um den Gegner gerecht beurteilen zu können. Du sollst dich bemühen, ihn zu verstehen nach seiner Naturanlage, nicht immer nur böse Beweggründe bei ihm annehmen. Luther legt dies so prächtig dar in seiner Erklärung zum 8. Gebot: „sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“ Freilich hat man ja auch diese Worte verflucht und verwässert und sie mit „vertuschen und beschönigen“ vertauschen zu müssen geglaubt. Nein, wahr sei der Kampf, und ehrlich und rein bleibe das Herz von aller persönlichen

Selbstliebe, so daß wir doch immer dem Gegner wieder die Hand reichen können zur Versöhnung.

Nicht leicht ist, was der Herr von uns fordert! Aber er stellt ja nicht die unerfüllbare Forderung: Ihr sollt keine Feinde haben, sondern er sagt uns: liebet sie! Dies sagt er allen einzelnen Menschenkindern ohne Unterschied, dies sagt er allen Fürsten und Völkern, sonderlich in dieser Zeit. Er sagt es auch unserem deutschen Volke bei allem Gesekwidrigen und Furchtbaren, das es erleben muß von Seiten der vielen Feinde, bei allem siegreichen Vordringen, das ihm der Gott Zebaoth bisher bescherte. Liebe die Feinde, vergilt nicht Böses mit Bösem! Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem! W.-Kl.

Perlen aus dem Kriegsturm.

Hochflut und Sturm wirken nicht nur als Verderbensmächte. So erleben wirs auch im Kriegsumwetter. Da macht die Hochflut der allgemeinen Begeisterung so manchen Nachen, der bisher auf der Sandbank der trägen Selbstsucht festgesehen, flott und spült ihn ins offene Meer der selbstlosen Opferfreudigkeit hinaus. Stürme werfen nicht nur Unrat, sondern auch allerlei Edelgut ans Land. Wie manche Perle blüht da auch am Strande unseres Volkslebens auf, die wir in ruhigen Zeiten nicht zu Gesicht bekommen hätten, Perlen edler großer Gesinnung, Anzeichen des hohen Geistes, der in unserem Volk und Heer von den Führern bis zu den geringsten Gliedern vielfach lebt und zu unserer Beschämung ahnen läßt, welch machtvollen Einfluß der Glaube doch noch in unserem Volke hat. Nein, dies Volk ist nicht von allen guten Geistern verlassen, wie Pessimisten wohl in Friedenszeiten glaubten, am wenigsten von dem Geist des Glaubens verlassen. In der Fülle des jetzt dargebotenen Zeitungsstoffes gehen leicht solche Perlen unter. Es wird unsere Seele stärken, sie immer wieder emporzuheben und sich daran zu erfreuen.

„Einstehet für Pflichterfüllung bis aufs Aeußerste.“ So telegraphierte der Gouverneur von Riatushou. Er nennt seinen Namen nicht. Was tut der zur Sache, in der es sich um die Ehre des deutschen Namens handelt? Unsere Schutztruppe wird es in Ostasien mit vielfacher Uebermacht der Selben zu tun haben. Dieses in seiner Kürze großartige Telegramm kommt mir nicht aus dem Sinn. Jedes Wort wie aus Erz gegossen. Dahinter steht der Tod und Untergang. Das ist antike Größe, wie sie die Schar des Leonidas gezeigt; das ist Treue bis in den Tod, wie sie die Märtyrer der ersten Christenzeit bewiesen; das ist Selbstopfer, auch wo kein Erfolg zu hoffen steht. Jene Meldung atmet den Geist unseres Heeres und seiner Führer. Es ist der Gipfel des Pflichtbewußtseins, das nicht nach einem Warum und Wozu fragt. Wir werden wohl im Osten ein Schauspiel der Treue erleben, so leuchtend glorreich und gewaltig, wie die Geschichte es kaum kennen mag. Es taucht die Lichtgestalt des Siegeshelden vor uns auf, der den Kampfpriß hochhält: „Vater nicht wie ich will, sondern wie du willst“, der den Seinen in den Feldpaß schreibt: Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete.“ Aus den Berichten eines Mitkämpfers von Lagarde: Sein Hauptmann sei der beste und edelste Mensch gewesen, der treusorgendste Vorgesetzte, den man sich denken kann. Um verwundeten Franzosen, die wimmernd um Hilfe riefen, zu helfen und sie zu tränken, geht er zu Fuß ahnungslos vor, bückt sich, um ihnen seine Feldflasche zu reichen; da schleßen die Feinde ihm zwei Kugeln durch den Kopf, so daß er lautlos umsinkt. Und der Landwehrmann schließt begeistert: Wenn überall solche Offiziere sind, wie sie uns bei Lagarde voranstürmten, dann ist es eine Freude ihnen zu folgen, und fürs Vaterland zu siegen oder zu sterben. Ob wohl ein anderes Heer solche Führer hat? Aus wievielen Feldbriefen jauchzt es: Unsere Offiziere immer heldenmütig weit voraus! Ein wundervolles Vertrauensverhältnis besteht überall zwischen Truppen und Führern.

Nirgends wirkt wohl das Vorbild so anfeuernd wie in Kriege. Nicht nur im tapferen Drauflosstürmen, sondern auch in Selbstzucht und Feindesliebe. Ein holländischer Berichterstatter urteilt: Man muß Achtung haben vor Soldaten und Offizieren. Sie gehen voran buchstäblich mit Todesverachtung, ohne doch deshalb gefühllos zu sein. Wiederholt fragten sie mich, wie es den Verwundeten gehe, ob sie gute Pflege hätten. Elektrische Ströme von Kraft und Segen können vom Führer auf die Mannschaften gehen. Einst fangen die Oesterreicher ihren Gegnern zum Trost: „Wir fürchten eure Scharen nicht, denn Laudon führt den Krieg, und, Brüder, die Erfahrung spricht: Wo Laudon da ist, ist Sieg.“ Unsere Truppenführer sind sich dieses Einflusses bewußt. Gott helfe ihnen, den stets im rechten Geist auszuüben. Darin liegt ein gut Stück der Bürgerschaft des Sieges. Unsere Ahnherren schlossen ehemals ihre Schwerter an der Schwelle der Kirche, bevor sie zur blutigen Wahlstatt hinauszogen.

Welch erquickende Schlichtheit und demütigen, tapferen Glaubensgeist atmen jetzt die Erlasse und Reden unseres Kaisers! Man spürt es jedem Wort an. Er führt das Schwert nicht bloß in eiserner Entschlossenheit, sondern auch in ständigem Ausblick zu Gott. Sie bleibe unvergessen, seine Mitteilung vom großen Sieg bei Metz an die Tochter in Braunschweig: Gott der Herr hat unsere braven Truppen gesegnet, und ihnen den Sieg verliehen. Mögen alle bei uns daheim ihm auf den Knieen ihre Dankgebete darbringen. Möge er auch ferner mit uns sein und mit unserem Deutschen Volke. Dein treuer Vater Wilhelm. Heil dem Volk, das solchen Herrscher hat! Bei seinem Abschied von der Garde in Potsdam hat er gesagt: „Unser alter Ruhm ist ein Appell an das Deutsche Volk und sein Schwert.“ Bei unserem Kaiser wird es zur Wahrheit: Arbeite und kämpfe, als ob das Beten nichts nütze, und bete, als ob Arbeit und Kampf nichts nütze. Herr, sei du dem Gesalbten gnädig; segne, segne unsern König! Und neben ihm sein erster Berater. Wieviel hat jetzt Deutschland seinem Reichskanzler abzubitten! Hat er nicht recht, wenn er sagt: Man erhob oft den Einwand gegen mich, daß ich zuviel sittliche Gedanken in die Politik trüge. Betrachten Sie die Haltung unseres Volkes, und bedenken Sie, was es heißt, daß auch unsere Sozialdemokraten, die mir so oft in meiner Politik Schwierigkeiten bereitet haben, heute Mann für Mann mit uns gehen. Es sind tiefe, sittliche Kräfte, die alles vorwärts treiben.

Das Volk, das sich im Vollbesitz seiner moralischen Kräfte erhoben hat, das so Bewundernswertes zu leisten vermag, das kann nicht unter die Räder kommen, und es kommt nicht unter die Räder.

Nicht oft genug kann sich das Geistesauge an dem herrlichen Bild der inneren Einheit unseres Volkes weiden, die noch viel machtvoller als vor hundert Jahren aus ungeahnten Tiefen hervorgebracht ist und plötzlich in schimmernder Wehr da stand. Wird sie bleiben? Ob wie vor vier Jahrzehnten die äußere Verschmelzung, so jetzt die innere Verbrüderung des Krieges schönster Preis sein wird?

Ein holländischer Arzt, der unsere Verwundeten in Maastricht behandelt, ist voll Freude und Bewunderung über die sittliche Haltung unserer kranken Brüder. Ihr stiller Händedruck und der Blick ihrer Augen zeugen von Dankbarkeit. In dem Dunkel all des schrecklichen Elends, das wir Stunde um Stunde hier mitmachen, sind zwei Lichter. Das eine Licht kommt aus der Tatsache, daß trotz aller moralischen Verluste — wir meinten schon, daß keine europäische Gesittung mehr bestände — noch der Pflichtbegriff hoch steht, daß die Pflicht getan wird, gleichviel, ob es sich darum handelt, einem Befehl zu folgen, oder den Weg zur Vernichtung zu gehen. Ein junger Deutscher liegt auf dem Sterbebette. Bewußtlos hat er Stunden und Tage gelegen. Kurz vor seinem Tode schlägt er noch einmal die Augen auf und marmelt: „Herr Leutnant, ich melde mich.“ Wir stehen alle wie geschlagen. Noch in dieser Sterbestunde triumphiert bei ihm der ihm eingimpfte Pflichtbegriff. Das andere